

Bartschendorf. Vor 200 Jahren

Napoleon siegreich in Berlin eingezogen. Brandenburg besetzt, Preußen besiegt.

„Pst, Frederic, leise. Leise. Der Schulze muss Dich nicht hören.“ Draußen bummert's an der Tür. Vorsichtig schließt Eleonore die Bodenklappe, die Frederics Versteck vom Wohnraum der de Haans trennt. Nicht ohne nochmal „pst“ zu zischen. Ungeduldig bummert's erneut.



„Grüß Dich Elli!“ Vom Sturm zerzaust, dreckstarrend wie Elefantenhaut die Stiefel, rot die Knubbelnase, pitschnass die Joppe. Der Schulze reiche Eleonore seine schwielige Rechte, während die Linke eine flackernde Laterne umfasst. Ein Mann wie ein Schrank.

Draußen tobt der Sturm. Schnee und Regen in Schlabbermischung stürzen, wirbeln, kippen vom tiefgrauen Himmel. Eher Weltuntergang als heimelige Weihnachten. 24. Dezember 1806 steht auf dem Kalenderblatt, das des Schulzen Laterne plötzlich im Lichtkegel hat. Weihnachten. Drinnen ist's jetzt schummrig, draußen stockdunkel. Das Nachbarhaus ist bei solchem Wetter zu weit entfernt, um ein Lebenslicht durch diese Suppe zu schicken.

„Elli, Ihr müsst den Steg reparieren! Der Franzos` steht in Neustadt. Wie schnell kann eine Patrouille da sein. Herrgott nochmal. Wir müssen die Kinder und Frauen von drüben in die Kirche bekommen. Da sind sie am sichersten, wenn Soldaten kommen. Wir brauchen den Steg! Macht zu! Wo ist Henry überhaupt? Was? Am Wehr? Jetzt? Eine Stunde vor dem Weihnachtsgottesdienst?“

„Hört einmal“ hatte vor ein paar Jahren an dieser Stelle der Große König zum Landrat Clausius gesagt, „hört einmal, der Flecken Bruch hier links soll auch urbar gemacht werden.“ Ein gewisser Theodor Fontane wird 100 Jahre später diese Visite des Alten Fritz seitenlang in seine „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ einbringen. Urbar gemacht! Und es wurde. Jahrelang ackerten preußische Soldaten und ausländische Kolonisten legten Gräben an, bauten Dämme. Der Rhin wurde in Kanäle gezwängt. Schleusen, Brücken, Wehre machten aus Sumpf Menschenland. 17 Kolonistendörfer.

Nur Ausländer durften Siedeln. Keine Preußen. Ausländer war der Mecklenburger, der fünf Meilen entfernt geboren war. Aber auch der Pfälzer, der Salzburger, der Franzose. man pflanzte Hopfen. Hielt Kühe. Butterte, was das Zeug hielt. Kinder wurden geboren. Viele

Eine Weihnachtsgeschichte – Bartschendorf. Vor 200 Jahren

Kinder. Aus Friesack oder Nackel oder so. Um am Ende des Jahrhunderts, als Fontane dort herumstapfte, eine wundersame brandenburgische Bevölkerungsmelange zu präsentieren.

Tribow hieß seit slawischen Urzeiten die Sanddüne. Wenn die Sonne schien, lugte sie keck und freundlich aus dem schwarz-grünen Bruch, dass sie wie ein weites Meer umgab. Und vor Menschenansiedlungen bewahrte.

1774 wurde hier Bartschendorf gegründet. 40 Siedlungsfamilien mitten im Bruch. Nach Nord und Süd mit Dämmen mit dem „Festland“ verbunden.

Und seit gut einem Jahr mit einer Kirche. Ganz aus Stein. Ein markiger Turm. Ein großes Kirchenschiff. Die einzige in Kolonistendörfern drumrum. Groschen auf Groschen und Taler auf Taler von den Einwohnern zusammengesammelt. Und vieles selbst gebaut. Die Glocken, zwei konnte man sich mühsam leisten, wurden in Berlin gegossen. Die Steine kamen aus Rhinow. Desgleichen die Ziegel. Und alles musste über die noch ziemlich schwachen Dämme herbeigeschafft werden.

„Eine Stunde vor dem Weihnachtsgottesdienst? Himmel, was macht Henry am Wehr? Du sag mal, ist da jemand oben? Da knarrt's!“ „Schulze, jetzt lass mich schaffen.“ Eleonore bindet ihre Schürze fest. „Hier knarrt nur Dein Gemüt. Henry muss am Wehr sein. Die Verzahnung klemmt. Wenn er's nicht richtet, säuft das Vieh ab. Aber nun raus. Bis nachher in der Kirche.“ Energisch drängt die stämmige Frau den Schulzen aus dem Haus.

„Verfluchte Holländer!“ Brummt der und trollt sich. Herrgott, flüstert die Angst in ihm, Herrgott, mach, dass die Rhinbrücke hält. Dann können zwar die Franzosen so wie wir rüber. Den Damm vom Dreetzer Wald nach Bartschendorf werden die aber kaum betreten. Der ist denen zu wackelig. Und, flüstert die Angst, wir müssen die Kinder und die Frauen... Neben dem neuen Schulhaus ist seines. Die Tür ist angelehnt.

„Hast Du gehört?“ Seine Frau trocknet sich im Laufenden die Hände an der schmutzigen Schürze. „Der König soll geflohen sein.“ „Geflohen?“ „Ja, nach, äh, Potz, wie heißt die Stadt mit dem Käse?“ „Käse? Äh, Edam.“ „Nicht doch, die im Osten. Aus Edam kommen unsere Verheerens. Im Osten! Tilsit. Ja. Nein. Da soll Napoleon sein. In Memel, glaub ich, da soll der König sein. In Neustadt hat jemand den Schulzen von Wusterhausen getroffen. Sein Sohn lebt in Königsberg. Der sagt, die Königin sei auch da.“ „Luise?“ „Und der sagt, nein, doch, der sagt, sie will sich Napoleon zu Füßen werfen.“ „O Gott.“

„Du sag mal, was machen eigentlich unsere Franzosen hier? Die DeMaizieres und die Lamlés?“ „Die? Na die sind schon lange Preußen. Die sind o.k.“ „O.k.? Was ist das nun wieder? Neumodisches Zeug?“ „Keine Zeit für Nachhilfe, komm in die Kirche.“

Schnee und Regen machen eine Pause. Der Sturm lässt nach. Letztes Sonnenlicht gleißt durch die kahlen Pappeln. Wie schwarze Seide schimmern die Gräben im Bruch. Die Sicht wird immer klarer. Wie, um sie zu schützen, umarmen die Dorflichter die Sanddüne, an deren höchster Stelle die Kirche glänzt.

Leiser Gesang. Nur ferne. Aus drei Richtungen, West und Ost und Süd, überall da, wo Kolonistendörfer sind, wie Glühwürmchen auf der Wanderschaft, kommen Menschengruppen

mit flackernden Laternen und brennenden Fackeln nach Bartschendorf. Immer näher. Immer deutlicher ihr Gesang. „Es ist ein Ros entsprungen.“

Die aus Michaelisbruch haben es leicht. sie müssen nur über de wackligen Damm balancieren. Die aus Neuwerder hingegen müssen halsbrecherisch den Hauptkanal queren. Eher hangeln, weil hier vorgestern die Brücke eingestürzt ist. Nur noch eine Strebe verbindet beide Ufer. Die aus Zietensau und Giesenhorst kommen nach denen aus Siegrothsbruch. Sie haben den kürzesten Weg. „Stille Nacht.“

Jetzt sind alle Wanderer mit ihren Lichtern an und in der Kirche beisammen. Die, an sich eher brandenburgisch spröde, verwandelt sich in ein südlich anmutendes sinnenbetörendes Lichtermeer. Grüße aus Stimmengewirr rundum. langsam und leise beginnen die Glocken zu läuten. Bald übertönen sie die Menschen. Aus dem Glockenturm quellen die Klänge zum Glockensturm. „uns ist heute der Heiland geboren“ scheinen sie zu rufen. Da treten die letzten Wolken zurück, um den Sternen das Himmelszelt zu überlassen. Der Glöckner muss an den Seilen hängen, der Turm scheint zu bersten. „Friede auf Erden“ tönt die Weihnachtsbotschaft übers brandenburgische Kolonistenland. Als sie verklingen, antworten leise die von Dreetz und Großderschau.

Die Kirche ist übervoll. Viele müssen stehen. Manche gar vor der Türe. Und es kommen immer mehr. Aus Friedrichsbruch, gar aus Sieversdorf. Die müssen zwei Stunden gewandert und balanciert sein. Sie berichten, dass die Predigten in Dreetz und Großderschau von der Französischen Kommandantur zensiert werden. „Wohlangemessene Predigten“ fordern die Besatzer und drohen mit Gottesdienstspitzeln. Die, die so lange marschiert sind, erwarten in Bartschendorf ein freies Wort.

Es ist nicht nur der riskante Damm, der das Dorf gegenüber dem Rest der Welt abschirmt. Eine verschworene Kolonistengemeinschaft, die eben wegen dieser Lage weitgehend auf sich allein gestellt ist, tut das weitere. Und drittens Johannes. Ihr weithin bekannter Pfarrer. Ein wortgewaltiger standhafter Mann. In Mecklenburg gebürtig, 20 Jahre in Bartschendorf ansässig. Mit Rat und Tat weit über die Dorfgrenzen hinaus zur Stelle. Ein furchtloser Mann, der den Franzosen schon missliebig aufgefallen ist, den sie aber bisher verschont haben. „Wie ihm das Maul quillt“ predigt er. Stehts im Spitzeldossier in Neustadt.

Er will eben, als die Orgel nach mächtigen Klängen, die dem Glockengeläut nicht nachstehen, mit seiner Predigt loslegen, als im menschenwimmelnden Vorraum Unruhe aufkommt. Der Enge des Raums zum Trotze bildet sich eine Gasse. Henry de Haan, verdreht und außer Atem, der Mann, der vor zehn Jahren aus Nyjmwegen kam, der Pfiffikus unter den Brücken- und Wehrexperthen, wird durchgelassen.

Eleonore winkt ihm aus der Kirchenbank zu, während ihr Nachbar dem Müden seinen Platz räumt. Hinter Henry ein Fremder. Blass, schlank, jung. Und verlegen. Eleonore flüstert mit ihrem Mann und ihrem zweiten Banknachbarn. Auch der erhebt sich und macht Platz für den jungen Fremden. Und Frederic, der auf de Haans Boden versteckte napoleonische Deserteur setzt sich ängstlich und verwirrt zwischen Eleonore und Henry, die seine angstnassen Hände drücken.

Endlich ist Ruhe. Aller Augen richten sich auf Johannes, der langsam die Kanzel erklimmt. Über ihm ein geschnitzter Holzengel, den ein Pfälzer aus seinem Heimatdorf mitgebracht hat. Lutherisch-schwarz, schlohweißes Haar, funkelnde Augen, atmet der Pastor hörbar tief. Seine Arme erheben sich, als wolle er schon zum Beginn die Gemeinde segnen, als seine Stimme überraschend leise beginnt. Johannes kommt sogleich zur Sache. Umwege gibt's nicht.



Klar und deutlich geißelt er den Krieg. Nicht irgendeinen, nicht im Allgemeinen. Nein, diesen Krieg. Er verdammt die Teuerungen, die Einquartierungen, die Plünderungen. So wie zuvor die Glocken und die Orgel erhebt sich Johannes' Stimme immer lauter wie Engelsreiterschwingen, die vor über 100 Jahren die Türken vor Wien das Fürchten lehrten, lauter und lauter, als er die Vergewaltigungen beim Namen nennt. um sein Crescendo nochmal zu steigern, um Napoleon und seinen Wahn zu verfluchen. Der Mann Gottes flucht, während ihm das Wasser das Gesicht herunterläuft, in seiner Kirche.

Die Menge raunt. Fäuste ballen. Ja! Sie wollen leben. Ihre Kinder sollen wissen, was Frieden ist. Als Johannes zum Schluss die enggedrängte Menge segnet, geht ein befreiendes Weinen und Schluchzen durch den Raum. „Nun danket alle Gott!“ Mächtig setzt die Orgel ein. Nicht mehr leise und anschwellend. Gleich in voller Lautstärke. Wie, als wolle sie Mut machen. Preußen schien schon mal am Ende.

Johannes hat für alle gebetet. Für Freund und Feind. Seine Augen haben direkt auf Frederic geschaut, so, als wolle er ihn „per Du“ willkommen heißen. Alle folgten dem Blick und der Franzose wäre am liebsten im Boden versunken. Wie selbstverständlichen waren Königin und König ins Gebet eingeschlossen.

Noch einmal schallen die Glocken übers Land. Und wieder antworten die aus Dreetz und Großderschau. Weihnachtswünsche in vielen Sprachen fliegen hierhin und dorthin. Frederic staunt über so viele Landsleute. Die Bartschendorfer und ihre Gäste nicken ihm freundlich zu. Jeder ahnt, wer er ist.

Langsam löst sich die Menschenmenge auf. Mit ihren Lichtern wandern sie nach Hause. Die einen kurz um die Ecke. Die anderen machen sich auf beschwerliche Wege in ihre Dörfer. Die aus Neuwerder tragen ein leichtes Boot auf den Schultern. Der Rückweg über den Kanal wird einfacher.

Eine Weihnachtsgeschichte – Bartschendorf. Vor 200 Jahren

Hand in Hand kommen Eleonore und Henry mit Frederic in der Mitte und gehen zu ihrem Haus. Zusammen mit den Kindern, die vor Aufregung immer unruhiger auf die Bescherung warten, feiern sie alle gemeinsam Weihnachten. „Stille Nacht, heilige Nacht“ singen sie französisch-holländisch-deutsch durcheinander, als wäre Europa schon mehr als ein Kontinent auf der Landkarte. Ganz leiser Gesang der heimkehrenden Glühwürmchenketten klingt, wenn sie still sind, bis in die gute Stube. WEIHNACHTEN.

Das war 1806. 1974 wurde der letzte Gottesdienst gehalten. Das Kirchenschiff stürzte ein. Heute ragt nur der Turm weit ins Land und kündigt von der Vergangenheit

Klaus Mordaschewitz